



Berlin, den 25. Juli 2014

Liebe Newsletterabonnenten, selbst Rem Hoolhaas zweifelt an heutiger Baukultur

DIE ZEIT N° 25/2014 12. Juni 2014

Biennale in Venedig Architektur gibt es nicht mehr

Warum nur entstehen so viele hässliche Gebäude? Und warum war es früher besser? Ein Streifzug durch die Biennale in Venedig. von [Hanno Rauterberg](#)

Nein, dieses Mal keine Zukunftsgesänge, keine funkelnden Visionen, nichts, was die [Architektenzunft sonst alle zwei Jahre auf ihrer Biennale in Venedig](#) zur Schau stellt. Nun ist wirklich Schluss mit den heroischen Zeiten, und was an Radikalität noch übrig ist, reicht gerade mal, um radikal das eigene Ende zu verkünden. Mit der Architektur ist es aus und vorbei, das ist die finstere Botschaft [dieser Biennale](#). Und damit das jeder begreift, fällt uns dort erst einmal der Himmel auf den Kopf.

Eben noch ging der Blick hinauf in die weite historische Kuppel des Hauptpavillons, blau und golden ausgemalt, geschmückt mit lauter Bildern, die von der Neugeburt der Menschheit aus dem Geist der Kunst erzählen. Und jetzt, nur ein, zwei Schritte weiter, rauscht sie herab und drückt schwer aufs Gemüt, eine andere Form von Neugeburt, diesmal aus dem Geist der Styroporplatte. Es ist eine abgehängte Decke, die mitten hineinragt in den alten Kuppelsaal, was eben noch Luft und Höhe war, wird herabgedrückt auf 2,50 Meter. Keine Malerei mehr, dafür Neonlicht und ein Raster aus Kunststoffquadraten. Jeder kennt das aus dem Büro, dem Wartezimmer, dem Kindergarten. Es ist die ganz alltägliche Gestaltungskatastrophe. Und jetzt auf der Biennale zu besichtigen.

Denn die Ausstellung interessiert sich für den Niedergang, für Stumpfsinn und hundsgemeine Hässlichkeit. Vor allem aber dafür, wie es so weit kommen konnte. Warum, fragt sie, sieht die Welt so aus, wie sie aussieht? Die Biennale will nicht einfach Architektur zeigen, sie will die Gegenwart durchdringen, mit all ihren Nöten und Verkorkstheiten. Und sie kommt zu dem nahe liegenden Schluss: Nicht allein die Bauwelt ist am Ende, die Gesellschaft ist es ebenso.

Bislang war [Rem Koolhaas](#), der die Biennale kuratiert, eigentlich nicht für solche Kassandrarufer bekannt. Mit seinem [Rotterdammer Architekturbüro](#) baute er in Peking für das Staatsfernsehen ein zweimal geknicktes Hochhaus, in Porto ein schnittiges Konzerthaus, für Berlin plant er die neue Springer-Zentrale. Niemand kann ihm vorwerfen, der apokalyptische Grundton seiner Ausstellung sei dem eigenen Misserfolg geschuldet. Er hat es sich auch nicht einfach gemacht mit der Biennale, zwei Jahre nahm er sich für die Vorbereitung, unterstützt von Theoretikern wie Stephan Trüby und vielen Dutzend Studenten aus Harvard, wo Koolhaas unterrichtet. Gemeinsam erforschten sie die Ursachen der Krise und gingen dafür weit, sehr weit zurück in die Geschichte der Architektur. Selbst eine Feuerstelle wird ausgestellt, rund 230.000 Jahre alt, gleich daneben ihre späten Nachfahren, die Mikrowelle und der Toaster.

Wie aus der Lehmwand eine Hightech-Fassade wurde, wie aus dem einladenden Korridor ein bedrängender Fluchtweg, wie aus erhebenden Balkonen eine Abstellfläche für Bierkästen und Wäscheständer – das alles lässt sich hier verfolgen. Doch nie begnügt sich die Ausstellung nur mit Beschreibungen, sie blickt hinter die Fassaden, auch unter die grausige Styropordecke. Sie zeigt die dort verborgenen Rohre für Zuluft und Abluft, die Kabel für Rauchmelder und Videoüberwachung, die Leitungen fürs Löschwasser. Keine Decke darf heute einfach Decke sein, sie wird zum Maschinenraum, muss den Menschen mit Luft versorgen, mit Licht, mit allumfänglicher Sicherheit. Und wenn wir dann klagen, dass diese Styropormonster mit ihrem verhüllten Gekröse jeden Raum ersticken, dann klagen wir eigentlich über das Anspruchsdenken der Gegenwart.

Rasch wird aus jedem Anspruch eine Vorgabe, aus der Vorgabe eine Vorschrift, und schließlich bleibt dem Architekten kaum mehr übrig, als sich in die Rolle des Sachzwangverwalters zu fügen. Auch davon erzählt Koolhaas, etwa wenn er die österreichische Burg Hochosterwitz in Szene setzt, eine Abwehranlage mit 14 Toren, allesamt dafür präpariert, die Gegner mit heißem Teer und spießbewehrten Fallgruben abzuschrecken. Gleich gegenüber dann ein Flughafen, mit seinen endlosen Kontrollen wesentlich subtiler und zugleich noch paranoider gesichert als die Burg.

Spätestens hier haben, das zeigt Koolhaas, die Dinge das Regiment über den Menschen übernommen: War die Burg ein trutziges Herrschaftszeichen, ein Ausdruck der Souveränität, so ist der Flughafen ein Zeichen dafür, wie sehr der Mensch nun seinerseits beherrscht wird – von der Angst zum Beispiel und von den Geräten, die sich der Angst verdanken. Alles will heute reguliert, kontrolliert, optimiert werden, und so wandelt sich die Architektur zur Maschine, ja zum Supercomputer. Das Haus wird zur allwissenden Hülle.

[Wenn die digitalen Techniken erst einmal einziehen](#), davon ist Koolhaas überzeugt, dann beginnt endgültig die Epoche der Fremdbestimmung. Dann wird die Tür wissen, wann und wie oft wir zu Hause sind. Dann wird der Fußboden jeden unserer Schritte kennen, weil er voller Sensoren steckt. Dann weiß selbst das Klo, wie es um unsere Gesundheit steht. Eigens gibt es auf der Biennale einen Saal, der die Geschichte der Toilette zeigt und darauf hinweist, dass der Stuhlgang im alten Rom noch ein öffentlicher Vorgang war und dass er es bald wieder sein könnte. Aus dem Abort wird ein Ort mit Anschluss, eine internetfähige Datensammelstelle. In Japan gibt es diese Klosetts bereits zu kaufen, sie analysieren, was in sie hineinfällt. Und wenn sie Bedenkliches finden, wird Meldung erstattet.

Heute verlangen die Feuerkassen, dass jeder Haushalt mit Brandmeldern versehen wird. Warum sollte nicht morgen die Krankenkasse den Einbau gesundheitsprüfender Toiletten fordern? Je mehr sich der Mensch nach Sicherheit sehnt, desto öfter nimmt ihn die Sicherungstechnik gefangen. Je totaler das Verlangen nach Steuerung und Kontrolle, umso totalitärer erweisen sich die Kontrollsysteme. Selbst das wachsende Bedürfnis nach einem möglichst individuellen Leben scheint in sein Gegenteil umzuschlagen. Denn mit den Optionen wachsen und gedeihen Zwänge und Normen.

Auch das lässt sich auf der Biennale auf vielfältige Weise beobachten. Was einst freie Gestaltung war, wird verzweckt. Und wo die Architektur erzählerisch sein durfte, regiert jetzt gesichtsloser Funktionalismus. In einem der Ausstellungssäle hat ein englischer Sammler einige seiner schönsten Fenster zusammengetragen. Insgesamt besitzt er über 5000, die meisten handgefertigt, in den herrlichsten Formen. Die Vielfalt kennt hier keine Grenzen, der Handwerkerstolz ebenfalls nicht. Doch nichts von diesem Artenreichtum scheint übrig zu sein. Im selben Saal präsentiert Koolhaas einige Maschinen eines erfolgreichen Fensterherstellers, er produziert rechtwinklige Löcher, ebenso praktisch wie öde. Allerdings liegen in den Regalen etliche Schrauben, Bolzen, Scharniere, sie zeigen, dass auch diese Fenster einen ungeheuren Aufwand treiben, schließlich sollen sie möglichst dicht, möglichst haltbar, möglichst leicht zu kippen sein. Die Raffinesse aber liegt im Verborgenen, sie hat sich in die Dinge verkrochen. Denn nicht die Gestalt zählt, es zählt das Verhüten, Vermeiden, Verhindern.

Auch deshalb entwickelt die Architektur der Gegenwart oft pathologische Erscheinungen: Sie ist freier und unfreier denn je, sie verfügt über mehr technische Möglichkeiten und wird zugleich von normierten Vorgaben erstickt. Die Digitalisierung wird das weiter verstärken, sagt Koolhaas. Und weil die Architektur bislang noch jede Neuerung "mit masochistischem Enthusiasmus umarmte", wird sie bald kollabieren. "Es wird unsere Disziplin radikal zerstören." Der Architekt, nur noch ein Opfer der Verhältnisse. Architektur, nur eine Ansammlung fabrikfrischer Fertigprodukte.

Allerdings scheint Koolhaas seinen eigenen Warnrufen so ganz doch nicht zu trauen. Seine Biennale sucht ja die Selbstvergewisserung: Ungeheuer der historische Reichtum, den sie anhäuft. Gewaltig das Wissen, das die Architekten über die Jahrhunderte hinweg zusammengetragen haben. Über weite Strecken erscheint die Ausstellung wie ein aufgeschlagenes Buch, das überquillt von Geschichten, Fakten, Diagrammen. Tatsächlich erscheint neben dem dicken Katalog noch ein weiteres Buch mit 2500 Seiten, in dem sich die Geschichte der vielen Elemente der Architektur ausführlich nachlesen lässt. Koolhaas legt, so könnte man sagen, ein gedrucktes Fundament.

Auf ähnliche Weise halten auch die anderen Teile der Biennale eine kritische Rückschau, die nationalen Pavillons und ebenso die weiten Hallen des Arsenal. Sie fragen, was von der Moderne übrig ist – und womit sich in Zukunft vielleicht weitermachen ließe. Dabei treibt sie kein verklärender Reststolz, eher schon erstellt man eine Schadensbilanz. Die Architekten arbeiten sich ab an den Verheißungen von Gerechtigkeit (Brasilien), reflektieren noch einmal die staatstragende Rolle der Architektur (Deutschland) oder wundern sich über die eigene Technikgläubigkeit (Frankreich). Das unterscheidet diese Biennale von ihren vielen Vorläufern. Sie hält inne. Sie übt sich in Selbstkritik, und das, ohne gleich wieder von einer hellen Zukunft zu träumen.

Was aber folgt für Koolhaas daraus? Wie macht er weiter? [Schafft den Neoliberalismus ab](#), könnte er rufen. Erst dann hat die Architektur wieder ein Zukunft. Doch Koolhaas bleibt, bei allem polemischen Überschwang, lieber bescheiden. In seinem Vorwort denkt er sich zurück in die Kindheit, erinnert sich, wie ein nackter Mann und eine nackte Frau das Gewicht des Hausdaches

trugen, zwei Skulpturen, die auch ihn, den kleinen Rem, zu schützen schienen. "Warum nur hat das nicht die leiseste Konsequenz für mein Leben als Architekt gehabt?", fragt er sich. Auf die symbolischen Werte der Architektur, auf ihre erzählerische Kraft, auf all das, was der Baukunst Bedeutung schenkt, hat er nie viel gegeben. Erst jetzt, im Auge der Apokalypse, tauchen sie wieder auf, als ferne Kindheitserinnerung.

Wenn auch die Architekten sich gegen die politische Gängelung des Bauens wehren würden, wäre auch preiswerteres Bauen für einkommenschächere Bevölkerungsschichten wieder möglich, genial einfach bauen.